

Margot S.

Aufenthalt im dänischen Flüchtlingslager

Die Zeitzeugin Margot S. aus Königsberg¹ konnte zusammen mit ihrer Familie fliehen und ist auf dem Seeweg nach Dänemark gelangt. In diesem Bericht beschreibt sie ihr Lagerleben.

Kopenhagen – Zeit des Hungers und der Demütigung

In Kopenhagen konnten wir das Schiff zunächst nicht gleich verlassen, da man für uns Flüchtlinge noch keine Unterkunft hatte. Wir wurden dann auf LKWs verladen und durch die Stadt gefahren, wo uns die Bevölkerung gleich spüren ließ, dass wir ungebetene Gäste waren. Man spuckte nach uns und Steine flogen auch.

Wir wurden kurze Zeit in einer Schule auf Stroh untergebracht, 30 Personen in einem Raum. Einige Tage später – der Krieg neigte sich dem Ende zu – wurden wir in das Hallenstadion von Kopenhagen verbracht. Dort lagen wir drei Monate lang zusammen mit 300 Menschen – auf Stroh – auf dem Boden. Jede Familie hatte eine Bank und einen Tisch. Zu essen gab es so wenig, dass die Menschen krank wurden. Viele starben.

Es gab – das entnehme ich den Aufzeichnungen meiner Mutter – morgens Möhrentee, mittags Möhrensuppe – auch Wassergrauen – und abends wieder Möhrentee. Ich höre noch heute die Worte meiner Mutter: „Die Möhren wachsen uns bald aus dem Kopf.“ Wir bekamen so wenig Brot und Fett, dass wir ständig Hunger hatten.

Mein Bruder Hans-Ludwig bekam während dieser Zeit eine Hilusdrüsen Tuberkulose; da war er gerade 14 Jahre alt. Meine Schwester Helga erkrankte an Scharlach. Beide kamen auf verschiedene Krankenstationen außerhalb des Stadions – aber nicht in Häuser, in denen auch Dänen lagen.

Dann erkrankte auch Vater. Bei ihm kam zu den Schwierigkeiten mit seiner Schwerkriegsbeschädigung und der Belastung durch den ständigen Hunger die psychische Belastung. Die dänischen Behörden hatten ihm einige wertvolle Münzen abgenommen – gegen die Bestimmungen der Hagener Konvention. Geld wurde uns Flüchtlingen, soweit wir es nicht gut versteckt hatten, ebenfalls abgenommen. Wir

¹ Hauptstadt Ostpreußens. Königsberg ist Ort wichtiger geschichtlicher Ereignisse, so spielt die Stadt zum Beispiel bei der Errichtung des ersten protestantischen Staates der Welt eine zentrale Rolle. Auch die preußische Königskrönung im Jahr 1701 fand hier statt. Königsberg wurde 1945 nach dreitägiger und verbissener Häuserschlacht von der roten Armee eingenommen. Zuvor wurde das historische Zentrum der Stadt bereits Ende August durch britisch-alliierte Bombenangriffe fast vollständig zerstört. Nach dem Krieg fielen Königsberg und der nördliche Teil Ostpreußens an die Sowjetunion. Königsberg wurde 1946 in Kaliningrad (russ. Калининград) umbenannt und war bis 1991 militärisches Sperrgebiet.

sollten es angeblich wiederbekommen; darauf warten wir heute noch. Diese Zeit muss für unsere Eltern die schlimmste gewesen sein, auch der sanitären Verhältnisse wegen. Es war eine Zeit der Demütigung!

Mein Vater wurde seiner Krankheit wegen in ein Studentenheim verlegt, in dem es eine Krankenstation gab. Auf die kam später auch ich, mit Paratyphus. Das Essen war wie überall auch dort sehr schlecht. Nach wochenlangem Krankenlager erhielt mein Vater aufgrund seiner schweren Kriegsbeschädigung einen Passierschein mit einer Begleitperson. Seit unserer Ankunft in Kopenhagen waren wir ja eingesperrt und wurden streng bewacht. Unsere Eltern verkauften auf ihren Wegen durch Kopenhagen ihren gesamten Schmuck – sogar ihre Eheringe – um für uns Esswaren zu kaufen. Es gab einige Dänen, die dabei behilflich waren. Für ein Gramm Gold gab es 13 Kronen! Für Edelsteine gab es allerdings gar nichts. Ich durfte meinen Vater einmal begleiten und wollte meinen Kinderring verkaufen: Ich habe ihn heute noch!

Wenn die Eltern nun mit Nahrungsmitteln – Eiern und Obst – zurückkamen, wurde ihnen meistens alles wieder abgenommen, obwohl meine Mutter immer alles am Körper versteckt hielt. Wieviel sie behalten durften, hing vom jeweiligen Wachposten ab. Geld hatte meine Mutter deshalb heimlich nachts in unsere Mantelsäume eingenäht. Die Zeit in Kopenhagen war nach meinem Erleben und meinen Erinnerungen entsetzlich.

Unsere Flüchtlingswelt in „Rom“² bei Lemvig

Das Lager

Im November 1945 wurden wir in ein Barackenlager von ehemaligen Fliegern in ein Lager namens Rom, bei Lemvig (Nordjütland) am Limfjord, gebracht. Es war Teil eines früheren deutschen Fliegerhorsts gewesen. Wir bezogen die Baracke 54 mit 20 Personen. Dort gab es nur nasses Stroh, verwanzte Dreier-Stockbetten und nassen Torf zum Heizen. Der Winter 1945/46 war besonders kalt, mit viel Schnee. Zum Heizen mussten die Frauen Eisenbahnbohlen stehlen. Wie sie es geschafft haben, die zu zersägen, weiß ich bis heute nicht.

Auch hier waren wir eingesperrt: Wir waren um die 2000 Personen, das Lager war mit Stacheldraht umzäunt. Es gab Wachtürme. Das dänische Militär bewachte uns zum Teil sogar mit scharfen Hunden.

Unsere Angehörigen erfuhren erst im April 1946 über das Deutsche Rote Kreuz, dass wir noch am Leben waren. In Kopenhagen hatten wir im Jahr zuvor weder Post senden noch empfangen dürfen. Lebenszeichen zu geben, blieb auch in Rom schwierig. Wir durften nämlich nur Karten mit 25 Worten schreiben; später waren immerhin vier Briefe im Monat aus

² Dänischer Ort in der Lemvig Kommune, Region Midtjylland

höchstens zwei Seiten bestehend erlaubt. Jeder Familie standen zunächst nur 40 Worte zu. Damit wir nicht zwei Briefe schrieben, mussten wir jeden Brief vorlegen. Der wurde dann gelocht. Das Lagergericht hat unsere Briefe oft kontrolliert.

Die Ernährung und Versorgung

An dieser Stelle möchte ich genaue Aufzeichnungen von Edith S., geborene Go., wiedergeben, die während dieser Zeit Tagebuch geführt hat. Ich beziehe mich außerdem auf ihren Briefwechsel mit ihrem Vater, der zu der Zeit in Deutschland war. Nach diesen Aufzeichnungen sah die Verpflegung ab Mai 1946 folgendermaßen aus:

Sonntag - Graupen

Montag - nichts

Dienstag - Wruken (Steckrüben)

Mittwoch - Erbsen

Donnerstag - nichts

Freitag - Wruken³

An anderen Tagen bestand die wöchentliche Verpflegung aus:

20 Gramm Butter pro Tag sowie .

175 Gramm Wurst,

175 Gramm Käse und

250 Gramm Fleisch pro Woche.

Im Juli 1946 gab es weder Obst noch Gemüse.

Kinder bis 15 Jahre erhielten täglich einen halben Liter Vollmilch, alle anderen bekamen jede Woche einen halben Liter Magermilch. Es gab pro Kopf 100 Gramm Haferflocken und 100 Gramm Zucker in der Woche. Das Brot, das uns zugeteilt wurde, war oft nass. Wir mussten es erst auf dem Bullerofen trocknen.

Das Barackenlager bestand aus 116 Baracken, hatte eine Betriebsstelle, eine Torfstelle und eine Landwirtschaft, die einige Schweine für die Feiertage und Pferde für die Arbeiten lieferte. Aus dieser Landwirtschaft kam auch sämtliches Stroh für unsere „Schweinefederbetten“. Das ganze Lager war – wie schon beschrieben – eingezäunt und militärisch bewacht.

Das Lagerleben

Seit Mai 1946 hatten wir im Rahmen einer allgemeinen Schule sogar eine Oberschule, in der ich eine dritte Klasse besuchte, also eine Art Quarta. Die Schule war im Winter nicht beheizbar, weil der Torf nass war. Bücher

³ Steckrüben.

gab es nicht, das Papier war zu knapp. Eine solche Erfahrung prägt fürs Leben: Auch wenn es heute ein Überangebot an Papier gibt, gehe ich damit sehr sparsam um.

In dieser Zeit haben wir viele Gedichte geschrieben, auswendig gelernt und im Konfirmandenunterricht Lieder gesungen. Aus ganz primitiven Dingen haben wir wunderschöne Sachen gebastelt und aus Papierdecken Heftleinbände gemacht. Ich besitze sie heute noch. Männer haben alten Stühlen die Beine abgesägt und daraus Flöten geschnitzt. Auf denen haben wir dann gespielt. Aus Eisenbahnbohlen haben wir Pantinen⁴ geschnitzt, die dann mit dem Stoff von alten Wehrmantsmänteln aus denen das Obermaterial zurechtgeschnitten wurde, tragbar gemacht wurden. Das Problem war, dass unsere Füße ständig wuchsen. Unsere Kleidung bestand meist aus einer blaukarierten Bluse, einem Strohsackrock und Holzpantinen.

Außerdem erinnere ich mich an einen Chor, eine Flötengruppe und eine Theaterspielschar. Die christlichen Gemeinschaften insbesondere die zwei großen Konfessionen taten ihren Dienst. Zu Feiern, deren Programm wir Lagerinsassen gestalteten, waren durch die Lagerleitung auch Dänen aus Lemvig eingeladen. Sie staunten über die vielen Aktivitäten. Ich erinnere mich, wie ich damals aus Flicker Puppen gebastelt hatte; dafür erhielt ich einen halben Liter Milch.

Wir im Lager

Mein Bruder Hans-Ludwig kam wegen seiner Tuberkulose im Spätherbst 1945 auf die Isolierstation in einer Krankenbaracke des Lagers. Seine Krankheit war hervorgerufen durch die allgemeine Schwäche infolge des Hungers und die Überlastung bei der Arbeit vor allem beim Essenstransport, beides bereits im Lager Kopenhagen. Auf der Isolierstation ging es ihm besser als uns übrigen Bewohnern des Lagers. Glücklicherweise konnte Hans-Ludwig dort wohnen bleiben, als er sich nach einiger Zeit gesundheitlich wieder erholte, bis in den Spätherbst 1947, als wir das Lager ohnehin verließen. Er wurde vom dänischen Kreisarzt, Dr. S.J. Kn., sogar als Lagerkurier eingesetzt. Dafür bekam er als einziger einen Passagierschein und ein Fahrrad. Damit durfte er den Lagereingang passieren und in die acht Kilometer entfernte Kreisstadt Lemvig fahren, um dort Besorgungen für den Kreisarzt zu machen. Uns und anderen Lagerinsassen durfte er nichts mitbringen. Das war verboten. Es dennoch zu tun, wäre ein zu großes Risiko gewesen. Er wäre nicht nur bestraft worden, sondern wäre der privilegierten Situation auf der Isolierstation verlustig gegangen. Wohl weil er durch die Krankheit so geschwächt war und weil er die Aufgabe des Lagerkuriers zu erledigen

⁴ Holzschuhe.

hatte, steckte ihm die Haushälterin des Kreisarztes manchmal etwas zum Essen zu. Des bedeutete damals viel.

Meine älteste Schwester Anna-Barbara – sie war damals Abiturientin – war während dieser Zeit als Schwesternhelferin auf der Krankenstation des Lagers tätig. Als ich an Gelbsucht erkrankte, wurde ich dort von ihr betreut. Meine zweite Schwester Helga nahm im Lager an einem Kindergärtnerinnen-Seminar teil, das aber nach einiger Zeit leider wieder eingestellt wurde. Im Lager gab es ein Kinderheim, in dem 100 elternlosen Kinder versorgt wurden, die entweder ihre Eltern auf der Flucht verloren hatten oder aus der Kinderlandverschickung kamen und in den Wirren des Kriegsendes den Kontakt zur Familie verloren hatten.

Da meine Eltern in Königsberg eine Apotheke hatten, eröffneten sie mit Genehmigung des dänischen Lagerleiters Mi. und des Kreisarztes eine Apotheke. Sie erhielten einen Passierschein für etwa 10 Personen, um im Umkreis des Lagers von sechs bis acht Kilometern Kräuter zu sammeln. Es gab sehr viel Arnika und Pfefferminze. Die Kräuter trockneten sie dann auf alten Metallmatratzen. Anschließend wurden sie gerieben und zu Extrakten verarbeitet. Die so entstandenen Tees und alle weiteren Produkte wurden in der Ambulanz und im Krankenhaus verwendet. Für diese Arbeit gab es allerdings kein Geld.

Der Tod unseres Vaters

Während dieser Zeit – im Mai des Jahres 1947 – verstarb unser Vater. Das war das Schlimmste, das unserer Familie während unserer Flüchtlingszeit in Dänemark widerfuhr. Der Schicksalsschlag traf uns völlig überraschend, wie ihn selbst wohl auch. Er lag zwar schon einige Wochen auf der Krankenstation des Lagers Rom, aber gerade er hatte wegen seiner Schwerkriegsbeschädigung immer wieder gekränkelt und sich ebenso häufig erholt. Zudem war er im Zusammenhang mit der Organisation seines Apothekenbetriebes im Lager für unsere Zukunftsplanung voller Euphorie gewesen. Er dachte immer zuversichtlicher an unsere Entlassung nach Deutschland und dort an die Übernahme einer Apotheke. Sogar von der Einrichtung einer Apotheke in Danzig sprach er einmal. Es ging damals das Gerücht, Danzig käme zu Schweden und Deutsche könnten dann wieder dort wohnen. Das waren wohl Lagergerüchte, die damit zu tun hatten, dass vielen unter uns einfach nicht vorstellbar war, dass unsere Heimat verloren sei.

Wie dem auch war, Vater war so voller Zuversicht, dass er sich zur Erleichterung einer Apothekenübernahme von unserem Lagerarzt Dr. G. noch im März 1947 ein Gutachten über seine Verdienste bei der Errichtung der Lagerapotheke in Rom ausstellen ließ. Das hoffte er, würde ihm vielleicht helfen, in Deutschland oder wo auch immer eine Apotheke zu übernehmen. Unter den Papieren, die uns Mutter hinterlassen hat,

finden wir dieses Gutachten heute noch. Es zeigt die ganze Tragik dieses Augenblicks in der Geschichte unserer Familie.

Der Fürsprache des dänischen Kreisarztes Dr. K. hatten wir es zu verdanken, dass Vater als einziger deutscher Lagerinsasse eingäschert wurde. Das war Voraussetzung, dass wir seine sterblichen Überreste nach Deutschland mitnehmen konnten.

Vaters Tod war ein großer Verlust, mit dem wir alle erst fertig werden mussten. Wir hatten uns an den Gedanken zu gewöhnen, dass es auch ohne ihn weitergehen musste. Andererseits mussten wir angesichts der Gefahren, denen wir ausgesetzt gewesen waren froh sein, dass wenigstens wir fünf überlebt hatten.

Unter unseren Verwandten haben wir allerdings noch eine Tote zu beklagen, die in der Vertreibung umkam, Marie-Luise Sch., (1919), die Cousine meiner Mutter. Sie führte in Tolkemit⁵ am Frischen Haff die örtliche Apotheke. Ihr war von der Wehrmacht oder dem Bürgermeister gesagt worden, sie solle zur Versorgung der Bevölkerung am Ort so lange wie möglich aushalten. Bevor der letzte Deutsche dort wegging, waren die Russen da. Ihnen fiel sie in die Hände. Sie deportierten sie in die Sowjetunion. Wir können nur ahnen, was sie durchgemacht hat. Bereits in den fünfziger Jahren, erhielten ihre Eltern von einer Heimkehrerin die Nachricht, dass Marie-Luise in Sibirien verstorben sei, wann und wo blieben jedoch ungewiss. Im März 2000 stellte ich Nachforschungen an. Fünf Monate später erhielt ich aus Moskau Nachricht, dass sie bereits 1945 in einem Lager in Tschelyabinsk⁶ verstorben sei. All das wussten wir natürlich 1947 noch nicht. Damals konnten wir immer noch hoffen, auch Marie-Luise mal wiederzusehen.

⁵ Heute polnisch Tolmicko.

⁶ Großstadt im Ural.